

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 22

Artikel: Mein Leben als Hüterknabe
Autor: Stutz, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In der Kirche stand ich zwischen dem Vater und dem Bruder. Sonderbar, daß mir von diesem Akt rein nichts im Gedächtnis geblieben ist, als wie mein Vater und der Bruder unaufhörlich neben mir weinten. Weiß nichts vom Gesang, nichts von der Abdankung und nichts von der Leichenrede, die sehr schön gewesen sein soll. Die Mutter erreichte ein Alter von 47 Jahren und 3 Monaten.

Auf dem Heimwege war das selige Anneli wieder der einzige Gegenstand jeglicher Unterhaltung. „Ach“, sagte Bas Anneli, die neben mich zu gehen kam, „wie viel tausendmal hat deine Mutter den 42. Psalm gesungen, wie mancher Leiche denselben zum Begräbnis singen helfen, und jetzt haben wir ihn ihr auch gesungen. Du weißt, das war auch der Leichenpsalm meiner Mutter. Ach Gott, so singt eines das andere ins Grab. Ach, daß ich die erste Leiche auf deine Mutter wäre; fürwahr, ich mag nicht mehr leben, da sie gestorben ist. Aber ich werde

nicht die erste sein,“ sagte sie mit Zuversicht, „denn hast du nicht gesehen, daß dem Leichenzug zuerst ein Mannsbild begegnet ist? — so wird die erste Leiche auf deine Mutter eine männliche sein.“ Wirklich war ein junger Mann uns zuerst begegnet, und dieser Zufall mußte später den Aberglauben rechtfertigen. Zum Leichenmahl fanden sich sehr viele Leute ein, worüber ich staunen mußte, daß wir so viele Bettern und Basen haben sollten. Weiß auch, wie einige Weiber, welche morgens am Sarg und beim Grabe der Mutter sehr laut geweint haben, bei Tische nun auch sehr laut lachten. Eine derselben bekam endlich gar das Trunkenelend. Gegen Abend gingen die Leute bis auf eine kleine Gesellschaft fort. Wir kleinen Geschwister wurden nach altem Brauch von jedem mit Geld beschenkt, was uns sehr freute und uns des Leides für heute vergessen machte; denn noch nie hatten wir so viele Schillinge beisammen.

(Schluß folgt.)

Wo ist di Wiege gstande?

Wo ist di Wiege gstande?
Weisch na, weisch na säb Hus?
Dur Wolche=n= und dur Näbel,
Dur 's Läbe=n= i und us
Zündt's wie=n= en Stern am Himmel,
Lacht's wie=n= en Bluemestruß.

Und isch es nu es Hüttli
Am gechste Schatterai,
Es freut di wie de Früehlig.
Wie uf en Tag im Mai,
So plangisch i der Fröndi,
Chasch äntli wieder hei.

Und gahd's dur Stöck und Stude
Und zwickt di 's Läbe fest,
Wie wohled's der, wie ringed's,
Was gid's nüd für es Fäst,
Wänn d' wie vor alte Zite
Dis herzig Stübli gsehst!

De luegch in alli Eggli,
Us jedem chund en Schi,
Us jedem tönt es Liedli:
Wie glückli si=mer gsi!
Was ruschet i de Bäume?
Ganz lis — Verbi, verbi!

Ernst Eschmann.

Mein Leben als Hüterknabe.

Von Jakob Stutz.*

Die Reihe, das Vieh zu hüten, kam nun endlich auch an mich. Unsere Viehweide war auf einer gar freundlichen, aussichtsreichen Anhöhe, nordöstlich kaum zehn Minuten vom Dörfchen entfernt.

Sie oben genoß ich wohl die seligsten Stunden meines Lebens; jedoch mußten diese Rosen auch ihre Dornen haben. Es tat mir eben manchmal auch weh, morgens so frühe schon das warme Bettchen verlassen zu müssen, barfuß in den kühlen Morgen hinaus und durch das

* Aus: Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben.

von schwerem Tau triefende Gras und Gesträuch zu gehen, während viele der ärmsten Kinder um diese Zeit noch lange schlafen durften. Wie es mich dann heftig an die Füße fror, ich schlotternd und seufzend nach den östlichen Bergen hinschaute, ob die liebe Sonne noch nicht kommen wolle, meine Füße zu erwärmen. Oder wenn es manchmal den ganzen Tag regnete, ich auch unter den dichtesten Tannen keinen Schutz und kein trockenes Plätzchen mehr fand, oder wenn meine Röhre, von Ungeziefer geplagt, nicht weiden wollten, überall durchbrachen, ich ihnen über Stauden und Stöcke nachjagen mußte, bis

meine Füße bluteten, ich endlich hinsank, ihnen nachsehen mußte, wie sie da durch Korn und Erdäpfelfelder dem Dörflein zurrannten, und sie nicht einzuholen vermochte. Dann durfte ich nicht heimgehen, weil ich Strafe zu gewärtigen hatte, und durfte auch nicht auf der Weide bleiben.

Einen von den Dornen jener Rosen kann ich nicht vergessen. Die Mutter rief mich nämlich eines Morgens zum Hüten und sagte, es sei schon halb 5 Uhr. Ich antwortete gleich und wollte aufstehen, aber ich war noch so entsetzlich schläfrig und träge, daß ich bald wieder zurücksank und einschlief. Indes begann ich zu träumen, ich befinde mich bei den Kühen auf der Weide, hörte die Schellen und Glocken, es schien die Sonne, kurz, alles so lebhaft, als ob's in der Wirklichkeit geschähe. Dann aber hörte ich die Mutter wiederholt rufen: „Jakob, steh' auf, 's ist Zeit!“ Und ich dachte, wie einfältig es doch sei, daß die Mutter mir immer rufen möge und ich ja droben auf der Weide hüte. Sie rief wieder, und dann mußte ich deshalb im Traume überlaut lachen. Die Mutter hörte das und glaubte halt nichts anderes, als ich spotte ihrer, geriet in Eifer, kam scheltend herauf und jagte mich mit tüchtigen „Rläpfen“ aus dem Bette. Am selben Morgen habe ich keinen Ruhreigen gesungen auf der Weide.

Aber der liebe Gott weiß jedem Menschen sein Leid zu versüßen, und so tat er auch mir. Meine Kühe weideten doch größtenteils recht friedlich, und mancher Morgen ging mir mit Himmelsherrlichkeiten auf, und mancher Abend zeigte sich mir in einer Pracht, wofür ich keine Worte fände. Wie oft schaute ich mit trunkenen Blicken nach den glänzenden Schneegefilden hinüber, wenn der Morgen und wenn der Abend ihre Kuppen und Kronen mit Gold bestreute, sie wie Sterne funkelten oder wie Rosen blühten. Und wie wäre mir wohl zu Mute gewesen, wenn ich damals gewußt hätte, was fast jedes Kind jetzt weiß, daß dort, hinter jenen Alpen, tief, tief im Felsengebirge, die Männer vom Grütli daheimgewesen wären? — Dort Morgarten, Sempach, Näfels usw. lägen? — Fürwahr, das hätte einen eigenen Eindruck auf mich machen müssen. Aber von jener Zeit an verstrichen noch mehr als ein Duzend Jahre, ehe ich etwas von der Vaterlandsgeschichte inne wurde.

So dachte ich, ennert den Schneebergen habe die Welt allweg ein Ende. Aber dann mußte ich wieder staunen und denken, wie es dort wohl aussehen möge, wo keine Häuser, keine Berge,

gar nichts mehr von solchen Dingen vorhanden sei. Da meinte ich endlich, es könne nicht anders sein, als dort sei dunkle, dunkle, undurchdringliche Nacht. Und je mehr ich mir dies Bild beschaute, je schwärzer und grauenhafter wollte diese Nacht mir vorkommen, so daß ich endlich meinte, dort müsse die Hölle sein.

Doch wie gerne betrachtete ich dann wieder die vielen Häusergruppen an den Ufern des Pfäffiker-, Greifen- und Zürichsees und der March mit den zerstreuten Kirchen an der Bergkette hin. Die March gefiel mir aber am besten und zwar der schönen Weiden und Waldungen wegen. Auch mußte ich die Sage von Frau Brenelis Gärtli und glaubte sie ganz kindlich. Und wenn ich denn so in diesem Glauben recht steif und fest hinüberschaute, meinte ich ganz gewiß die runde Erhöhung des eingeschnittenen „Tollenkessis“ zu sehen und sah im Geiste das arme Breneli erstarrt darunter liegen und mußte wieder denken, ob es vielleicht in die Hölle gekommen sei, weil es unserm Herrgott getroßt habe.

Und wenn ich so in die schöne, schöne Ferne hinauschaute, der Pfäffikersee und der Greifensee wie Silber glänzten, die Häuser schimmerten und die Berge grüntem, dann wandelte mich rege Lust zum Reisen an; ich beneidete die Zugvögel, welche ich oft in langen Scharen nach jenen südlichen Gegenden hinfliegen sah, um nicht auch mit ihnen fortziehen zu können, und zwar nach meinem lieben, schönen Mailand hin.

Gleichwohl meinte ich wieder, nirgends in der ganzen Welt könne es schöner und lieblicher sein als in dieser Gegend und in unserm stillen Dörflein hier, und nirgends sei eine so lustige Weide, wie wir eine haben.

Hier fand ich aber auch für meine Liebe zur Einsamkeit die beste Gelegenheit. Obgleich ich von einem Waldbruder noch nie etwas gehört hatte, baute ich mir doch alljährlich in einem gar dichten, düstern Wäldchen eine Zelle aus Zaunstäben, Rinde und Moos, machte einen Altar hinein, stellte ein rotes Kreuz darauf und zierte die Wände mit allerlei Bildern, was mir jetzt in der Erinnerung recht possierlich erscheint. Es waren eben nur ausgerissene Blätter aus alten Kalendern. Da prangte neben dem Kreuz das Alderlakmännlein und der hinkende Bote von Basel. Ferner zwei scheußliche Männer mit Hörnern, Schwanz und Knütteln bewaffnet, welche, in Teufel verkleidet, einen Mann berauben wollten, welcher Holzschnitt mir nach vielen Jahren wieder zu Gesichte kam; er befindet sich

im Sinkenden Boten von Appenzell vom Jahre 1793. So ähnliche mehr, und ich hatte meine größte Freude daran. Hier sang und betete ich nach Herzenslust. Hatte ich etwa Gesellschaft von benachbarten Hüttenknaben und -mädchen, so zog ich in feierlicher Prozession mit ihnen durch den Wald. Voraus wurde ein hohes Kreuz getragen und eine Fahne, wozu eines der Mädchen seine Schürze hergeben mußte. Dann ging's unter Gesang und Gebet bis zu einem tiefen, dunkeln Tobel, wo ein Selbstmörder verscharrt war, der sich unweit dieser Stelle erhängt hatte. Von hier kehrten wir aber weiblich um und eilten furchtsam nach meiner Zelle zurück und jammerten, wie jetzt jener Unglückliche im ewigen Feuer der Hölle brennen und braten müsse. Gerne erzählte ich dann auch von des Himmels Herrlichkeit und alle die Geschichten, welche ich von Bas Anneli gehört hatte.

Aufmerksame Zuhörer waren aber bloß die Mädchen; den Buben ward es bald langweilig; entweder gähnten sie und sagten, es sei langweilig da, oder der eine fing an zu singen, der andere zu pfeifen, und ein dritter stellte sich neben der Zelle auf und begann so laut als möglich mit der Peitsche zu klatschen. Daher weilte ich immer lieber im Kreise der Mädchen, wurde aber deshalb von den Buben viel und oft ge neckt.

Der Aufenthalt im Walde wurde mir immer lieber; da fürchtete ich mich nie, es war mir in solch tiefer Einsamkeit stets seelenwohl, daher ich mich, außer dem Viehhüten, oft und viel dahin begab, manchmal, wenn ich heimlich entrinnen konnte, in der Abenddämmerung, um von dort aus die Betzeitglocke zu hören, welche mir so tief im Herzen wiederklang und mich zu inniger Gebetandacht stimmte. Mit welch' gläubiger Seele sprach ich dann jenes kurze Gebetlein, das mich die Mutter beim Abendläuten gelehrt hatte:

Helf uns Gott ins ewig Leben,
In die ewig Freud' und Seligkeit!

Ach, wäre ich noch jenes fromme, gläubige Kind!

Fand ich irgend ein Vogelnestchen, gewährte es mir unsägliche Freude, den Alten die Jungen speisen zu helfen.

Die Zeit, da wir im Walde Lannzapfen sammeln mußten, ging ich selten ungerne dahin, das war mir fast die liebste Arbeit. Einmal aber hätten wir beinahe einen Waldbrand verursacht. Durch ein älteres Mädchen angeleitet,

kamen wir auf den gefährlichen Einfall, im Walde zu kochen. Damit uns niemand sehen könne, errichteten wir die Küche auf einer Stelle, welche am dichtesten mit Tannen bewachsen war. Und hier zündeten wir ein großes Feuer an, stellten einen Topf darüber hin und wollten Äpfel, Birnen und gelbe Rüben kochen. Schon hatte das Feuer ein paar beharzte Stämme ergriffen, als glücklicherweise mein Vater wie von ungefähr herzu kam und das Feuer löschen konnte. Wir alle ergriffen die Flucht. Mein Leben sah ich's vor Augen, wie jenes Mädchen mit der Pfanne davonsprang, in der Hast ein gähnes Tobel hinunterpurzelte und die Stückli und Rüeblin nach allen Winden hin schleuderte. Vergesse es aber auch nicht, wie wir bei Hause abgestraft wurden.

In dem fraglichen Walde standen damals drei ungewöhnlich dicke und hohe Tannen, welche „Größis“ gehörten und von jedermann bewundert wurden. Diese Tannen besuchte ich an Sonntagen, allein und in Gesellschaft mit Kindern, oft und viel; denn da war es sehr dunkel und einsam. Da kam mir, ich weiß nicht wie, zu Sinn, ich wolle einmal alle die Kinder, welche verstorbene Geschwister oder Eltern hatten, hier versammeln und dann wollen wir recht ernstlich beten, bis uns die Verstorbenen erscheinen würden. Ich brachte wirklich einige solche Kinder zusammen und begab mich mit ihnen an den bezeichneten Ort. Unterwegs redete ich viel, wie es mich freuen würde, wenn ich meine verstorbenen Brüder und Schwesterlein auf dieser Welt einmal sehen könnte. Jedes der Kinder sagte: Ja, das wollten sie auch gerne, und einige weinten.

Als wir zu den hohen Tannen kamen, ich sehe es noch immer, schien die Abendsonne so herrlich durch die grünen Zweige, und durch die verschlungenen Äste über uns lachte der schöne blaue Himmel herab. Da zeigte ich hinauf und sagte: „Dort oben sind unsere gestorbene Geschwister. Jetzt kommt und jetzt wollen wir recht brav und viel beten, und dann werden sie herabkommen und wir können sie sehen.“ Auch die großen Augen und die ernstesten Gesichter dieser Kinder sehe ich noch. — Nun standen sie noch ein paar Minuten da — und dann, wie auf einen Schlag, sprangen sie über Stoß und Stein davon, von Furcht ergriffen, in der Angst, die Toten seien schon da und jagen ihnen nach. Da befahl auch mich die nämliche Furcht, und ebenso eilig ergriff auch ich die Flucht.